

24. Ausgabe

Januar 2009

Veilchen

Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch Oktober bis Dezember 2008 [*Andrea Herrmann*]
- S.5 Sonntagnachmittag vor dem Café [*Karl Farr*]
- S.6 Das alte Grammophon [*Karl Farr*]
- S.7 Du musst noch viel lernen [*Elfriede Camilla Herold*]
- S.8 Der Besuch [*Thilo Bachmann*]
- S.9 Martha und die Flugzeuge [*Friedrich Müller*]
- S.12 Zeitlos [*Max Haberich*]
- S.14 Ehekrach [*Kurt May*]
- S.15 Trennung [*Jutta Miller-Waldner*]
- S.15 Gedichte [*Hans-Jürgen Weddy*]
- S.16 Rezension: „Grüne Windmühlen“ von Manuel Göpferich [*Andrea Herrmann*]
- S.16 Rezension: „Winterzeit in Hollywood“ von Frank Nüßgen [*Andrea Herrmann*]
- S.17 Rezension: „Déjà vu“ von Gerd Egelhof [*Andrea Herrmann*]
- S.18 Rezension: „Tender Bar“ von J.R. Moehringer [*Friedrich Müller*]
- S.20 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

inzwischen ist der Einsendeschluss (15. Dezember) des Literaturwettbewerbs „Brücken“ vergangen. Insgesamt erhielten wir 258 Beiträge von 141 TeilnehmerInnen, die meisten davon per E-Mail. Ich habe sie bereits alle mindestens ein Mal gelesen und ringe damit, die besten 30 zu ermitteln, die ich dann an die Jury weiterleite. Die Wahl des Gewinnertextes wird schwer fallen, das ist gewiss. Die TeilnehmerInnen haben aus dem vieldeutigen Thema „Brücken“ alles herausgeholt: In Prosa und Lyrik geht es um Beziehungen zwischen Völkern und Menschen, um verschiedenste Grenzen, die überbrückt und überschritten werden, um Verbindungen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, um abgebrochene Brücken und um die Brückenbaukunst. In der nächsten Ausgabe erfahren Sie mehr!

Alles Gute für das Jahr 2009!

Andrea Herrmann

Titelbild: „Katze GNIM“ von Esther Bystrek

Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Hasenstr. 5, D-67659 Kaiserslautern oder per E-Mail: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:
www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Lesetagebuch Oktober bis Dezember 08

Zwei besondere Highlights meiner Belletristik-Lektüre der letzten drei Monate waren „Die Ungehorsame“ und „Klonk“. Außerdem las ich auch einige Fachbücher über Kommunikation.

Mit „*Die Ungehorsame*“ hat Andrea Schacht als routinierte Autorin historischer Krimis eine besonders schmerzhaft und komplexe Geschichte gestrickt. Leonie und Hendryk - zwei Menschen mit dunklen Geheimnissen - gehen eine Vernunfthe ein. Allmählich lernen sie inmitten aller Intrigen, einander zu vertrauen, und diese Liebe trägt sie durch Wirrungen, Misstrauen, Mordanschläge und Enthüllungen. Dies ist ein Hoffnung machender Roman über die Liebe zwischen Menschen, die glaubten, niemals mehr lieben zu können.

In „*Klonk*“ behandelt Terry Pratchett in seiner gewohnt skurrilen Art Toleranz und Rassenhass, projiziert auf die Scheibenwelt. Trolle und Zwerge pflegen sich zum Jahrestag einer historischen Schlacht zu prügeln. Dieses Jahr haben sie sich Ankh-Morpork ausgesucht, doch Sam Mumm, Kommandeur der Stadtwache, setzt *alles* daran, diese tödliche Massenschlägerei zu verhindern. Dabei rätselt er über hinterlistig ermordete Zwerge, ein aus dem Museum gestohlenen Bild und die Tagebuchaufzeichnungen des verrückten Malers, der offensichtlich von einem Huhn getötet wurde. Ein verzwickter Kriminalroman über Überlebensstrategien im Multikulti von Trollen, Zwergen, Werwölfen, Vampiren, Menschen und anderen Wesen.

„*Wahrhaft siegt wer nicht kämpft – Die Kunst der richtigen Strategie*“ von Sun Tsu ist ein Jahrtausende alter Klassiker über Kriegskunst und Politik, welche idealerweise Schlachten verhindert. Die dort diskutierten Prinzipien lassen sich auch auf andere Bereiche des Lebens übertragen. Unter anderem lernt man, wie wichtig es ist, vor der Wahl einer Strategie

die Kräfteverhältnisse richtig einzuschätzen.

„*Zuhören können*“ von Paul Tournier handelt von christlicher Psychotherapie und Medizin, sowie allgemein von christlichem Leben und Kommunizieren. Sehr bereichernd fand ich die folgenden beiden Stellen: „Überall in der Welt begegnet man Menschen, die auf die gleiche Weise angespornt worden sind. Jeder von ihnen hat seinen eigenen Weg gefunden, aber sie haben alle die gleiche Entwicklung durchgemacht. Man erkennt sie sofort an ihrem persönlichen Ton. Sie sprechen von der Realität des Lebens, anstatt über Theorien zu diskutieren.“

Schöner kann man Reife und Weisheit nicht beschreiben. Und für mich ist es das auch, was die Belletristik ausmacht: Sie erzählt von Realitäten, von persönlichen Schicksalen. Das ist ein anderer, womöglich sogar reiferer Ansatz, über das Leben zu sprechen als wissenschaftliche Artikel, die viel mehr Wert darauf legen, allgemeine Regeln aufzudecken. Ich habe - nebenbei bemerkt - in den letzten Monaten in Internet-Foren bemerkt, dass zwar die Menschen immer wieder an ähnlichen Problemen leiden, doch die beste Lösung hängt von so Vielem ab. Dafür gibt es keine Regeln, man könnte keinen Hilfescrei mit einer Pauschalantwort beantworten.

In der zweiten Tournier-Textstelle ging es um selektive Wahrnehmung und wie sie sich auf Gespräche auswirkt: „Er nahm einen Korb, und im Spaziergehen bückte er sich immer wieder und sammelte ein. Er war der Sohn eines Pilizkontrolleurs und kannte sich aus. Ich war sprachlos: In zehn Minuten war der Korb voll. Ich schaute und suchte, aber ich sah nur das Gras. Da verstand ich, daß man nur das sieht, was man zu sehen bereit ist. Es gab überall Pilze, aber ich sah sie nicht.“ Tournier betont, dass die wissenschaftliche Art, Medizin zu betreiben, nur die sichtbare,

objektive Hälfte des Mondes zeigt. Es gibt jedoch noch eine andere Hälfte, und auch wenn viele Mediziner erahnen, dass viele Krankheiten Ausdruck eines inneren Dramas sind, so wissen sie doch nicht, wie damit umgehen. (Der Text stammt von 1982.) Und deshalb betrachten sie diese Hälfte nicht.

„Wie hilft man also den Leuten? Sicher nicht mit Ratschlägen. Denn entweder werden sie gehorsam befolgt, wie von Kindern, oder sie werden nicht befolgt. Also nützen Ratschläge nichts. Was den Leuten hilft, ist das, was auch mir geholfen hat, das heißt, die Begegnung mit Personen, die wirklich von ihren Leiden, ihren Schwierigkeiten, ihren Hindernissen, ihren Weigerungen, ihren Ausflüchten sprechen. [...] Ich war ein Bezirksarzt, ein Hausarzt. Meine Patienten glaubte ich von Grund auf zu kennen, und da plötzlich begannen sie, bei ihren Gesprächen mehr in die Tiefe zu gehen. Die Gesprächsebene hängt von unserer eigenen Bereitschaft ab zuzuhören. Was mir sofort aufgefallen ist, war die Tatsache, daß viele dieser Probleme im Zusammenhang stehen mit der Gegensätzlichkeit von Auflehnung - Annahme. Das Leiden ruft immer Auflehnung hervor, und die Lösung liegt immer in einer Annahme. Aber man verhilft niemandem zu einer Annahme, indem man sagt: ‚Man muss annehmen.‘ Es müßte gelingen, den Ärzten diesen Zusammenhang verständlich zu machen, der nicht ein Zusammenhang der Kausalität ist, sondern ein geistiger. Die Annahme kommt im Kontakt mit Menschen zustande, die selbst angenommen haben, also erfolgt die Annahme bei unseren Patienten, wenn wir selbst unsere persönlichen Schwierigkeiten angenommen haben.“

Ich denke, dies gilt nicht nur für Ärzte und Therapeuten, sondern auch für Freunde und für Schriftsteller, die alle auf ihre Art versuchen, Anderen zu helfen.

„*Professionelle Gesprächsführung*“ von Christian-Rainer Weisbach zeigt auf, wie die Einstellung der Gesprächspartner ihre Wortwahl und ihr Verhalten beeinflusst und dieses wiederum den Dialogpartner. Umgekehrt lernt man hieraus auch, Gespräche in die gewünschte Richtung zu lenken oder zumindest unnötige rhetorische Fehler zu vermeiden. Obwohl ich schon viele solcher Bücher gelesen habe, war mir Folgendes neu. Weisbach rät, im Gespräch auf die Augenbewegungen des Gegenübers zu achten: Blickt er nach oben oder in die Ferne, so denkt er nach, und man sollte ihm Zeit lassen, um sich zu äußern. Ein Blick nach unten kann Scham ausdrücken und macht es ratsam, das Gesprächsthema zu wechseln. Wird man direkt angeblickt, so hat man das Wort. Weisbach verspricht: „Wer im Gespräch die Augenbewegungen seines Gegenübers konzentriert verfolgt und auf die entstehenden Pausen richtig reagiert, erlebt zunächst eine Überraschung: Die Atmosphäre wirkt entspannt und zugleich erhalten die Gespräche spürbar mehr Tiefgang, ja manche Gesprächspartner beginnen sich in ganz ungewohnter Weise zu öffnen. Zugegeben, das ist nicht mit allen Menschen und in allen Situationen wünschenswert, doch sind wir alle Meister im Abwürgen von Gesprächen, so daß es hierfür keiner weiteren Ausführungen bedarf.“ Voriges Wochenende führten wir zu dritt ein ewig langes Nachtgespräch in der Kneipe, bis morgens um eins, als sie uns zur Tür hinaus fegten. Ich würde sagen, wir haben die beschriebenen Regeln ausgezeichnet befolgt, auch die beiden anderen, die Weisbachs Ausführung gar nicht gelesen haben. Aber dieses Buch hat mir die Augen geöffnet für den Blick der anderen. Faszinierend, und genau für solche Horizonterweiterungen sind Bücher ja da.

Andrea Herrmann

Sonntagnachmittag vor dem Café

Es war ein sonniger Märztag in Essen. Im Innenhof des Einkaufszentrums am Porscheplatz fuhren Rolltreppen meistens ohne Passanten zur U-Bahn hinunter oder hinauf. Am Fenster eines Einkaufszentrums klebte ein Plakat, das für ein Theaterstück warb. Auf dem Plakat war der Kopf von Karl-Heinz von Hassel zu sehen.

Die Sonne fiel im rechten Winkel in den Innenhof und Leute flanieren in alle Richtungen. Eine Telefonzelle, in der die Seitenscheibe fehlte, stand verwaist da. Blumenkübel mit Buchsbäumen standen in unregelmäßigen Abständen am Geländer zu den Rolltreppen auf den Steinfliesen.

Nun begannen die Angestellten des italienischen Eiscafés, das sich hier befand, Stahlrohrtische und –stühle hinaus zu stellen. Die Tische waren schon mit Plastikdecken gedeckt, so daß dem Personal nur übrigblieb, die Stühle, die alle zu viert übereinander gestapelt waren, einzeln hinzustellen. Dann wurden noch die Eis- und Getränkekarten auf den Tischen ausgelegt und die Aschenbecher hingestellt. Nach und nach setzten sich vorbei flanierende Leute an die Tische. Der Ober kam und die Leute bestellten. Nach einer Weile erhielten sie das gewünschte Eis, Kaffee oder den gewünschten Cappuccino.

Ein Paar mit einem Kinderwagen setzte sich an einen freien Tisch. Sie nahmen das Baby heraus und die junge Mutter gab dem Kleinen aus einer Flasche mit Schnuller zu trinken. Dann kam die Bedienung und sie bestellten. Die Mutter hielt das Kind vor sich. Es war gut eingepackt.

Manch ein Gast schaute zu dem Elternpaar, andere unterhielten sich und wieder andere

saßen nur einfach da. Die Kellner kamen und gingen.

Jetzt war auch das Elternpaar dran. Dem Vater wurde ein Kaffee gebracht, der Mutter ein kleines Eis ohne Sahne. Am Nachbartisch zündete sich ein älterer Mann eine Zigarette an und Rauchschwaden stiegen auf.

Ein Mann mit einem motorisierten Rollstuhl kam nun heran. Er fuhr an einen der Stühle und wuchtete sich ohne fremde Hilfe auf ihn. Er war klein, trug eine Brille, sein Rücken war gekrümmt und sein Alter war schwer zu schätzen. Als der Kellner kam, bestellte er einen Kaffee.

Bald darauf gesellte sich eine Frau, ebenfalls in einem Rollstuhl, zu ihm und sie unterhielten sich. Die Frau blieb im Rollstuhl sitzen, vermutlich war sie nicht in der Lage, ihn allein zu verlassen. Ihre Hände waren ein wenig gekrümmt und sie war sehr klein. Als der Kellner kam, bestellte sie sich einen Kakao.

Kurz darauf brachte der Ober den beiden ihre Getränke. Der Mann bat den Kellner, ihm die Milch in den Kaffee zu schütten, was der tat. Die beiden Rollstuhlfahrer unterhielten sich so vertraut, daß sie niemand belauschen konnte.

Ab und an nahm der Mann einen Schluck Kaffee, nachdem er Zucker hineingetan hatte. Die Frau trank den Kakao mit einem großen Strohalm aus ihrer Tasse. So saßen sie lange dort, unterhielten sich und irgendwann fuhren sie zusammen weg. Auffällig war, wie selbständig die beiden trotz ihrer Behinderung waren.

Karl Farr

Das alte Grammophon

Es besaß keinen Trichter, das alte Grammophon. Aber wenn sich die Schellackplatten mit den vergilbten runden Etiketten darauf drehten, klang es in dem Zimmerchen wie in einem Ballsaal. Die mit Stoff verkleideten Lautsprecher wurden an der Seite von hölzernen Rippen unterbrochen. Dort kam die Musik heraus. Das Grammophon bestand aus dunkelbraunem Nussbaumholz.

Das Grammophon spielte den Radetzky marsch genauso wie den Wiener Walzer von Strauss. Dazu steckte man die Kurbel in das Gehäuse und drehte sie ein paar Mal. Es heult ein bisschen, wenn man es aufzog. Danach brachte man den metallenen Arm mit dem runden Kopf auf die Höhe der äußersten Rille und setzte die Nadel sanft auf die Platte. Es knackte ein wenig und dann begann die Musik.

Das Grammophon gehörte einem alten Mann. Manchmal tanzte er mit seiner Enkelin zu der Musik. Dann wirbelte er Clara, so hieß das Mädchen, herum bis ihr schwindelig wurde und sie laut jauchzte.

Ab und an spielte er auch etwas Modernes wie die „Comedian Harmonists“ oder alte Schlager von Zara Leander. Manchmal nahm er seine Gitarre und zupfte dazu den Rhythmus.

Wochenlang stand das Ding im Schrank, nur manchmal am Sonntag, am Feiertag oder wenn seine Enkelin zu Besuch war, holte er es hervor. Dann hörten sie stundenlang zu und tanzten, bis sie erschöpft waren. Manchmal holte die Mutter ihre Tochter ab. Sie schimpfte dann mit dem Großvater, wenn er Clara zu heftig herum wirbelte.

Nachdem sie gegangen waren, stellte er das Gerät in den Schrank zurück. Dann packte er die Platten vorsichtig in ihre dicken Papphüllen und strich liebevoll darüber. Vorsichtig legte er sie auf das Gerät und verschloss den Schrank wieder. Anschließend schlurfte er in die Küche, um sich einen Kaffee aufzubrühen.

Eines Tages wartete er vergeblich auf seine Enkelin. Er besaß kein Telefon, mit dem er bei der Mutter hätte nachfragen können. Traurig brühte er einen Kaffee auf, das Gerät ließ er im Schrank. Er stellte sein Kofferradio auf den Tisch, um die Nachrichten zu hören. Dann setzte er sich, um seinen Kaffee zu schlürfen. Sehnsüchtig schweifte dabei sein Blick aus dem Fenster. Die Kastanie gegenüber ließ braune Blätter fallen. Die Jahreszeiten wechselten.

Dann ging er zum Schrank und holte die Platten heraus. Liebevoll strich er darüber. Er legte sie jedoch zurück und setzte sich auf seinen Stuhl, um seinen Kaffee auszutrinken.

Es klingelte an der Tür, doch es war nur der Briefträger, der eine Postkarte brachte. Der Alte las sie, während er in die Küche zurück schlurfte. Sie kam von seinem Bruder aus Kanada. Er schrieb nicht viel, nur dass es ihm gut ginge. Der Alte legte die Karte auf den Tisch, dann setzte er sich wieder. Sehnsüchtig starrte er aus dem Fenster auf die Straße.

Die Mutter war krank geworden und konnte nicht zur Arbeit gehen. Deshalb blieb sie zu Hause und Clara kümmerte sich nach der Schule um sie und den Haushalt, so gut es ging. Beim Abwasch wurde sie unruhig. Sie dachte an den Großvater, der auf sie wartete. Wahrscheinlich saß er allein in seiner Küche und trank Kaffee.

Sie seufzte, aber sie konnte ihre Mutter jetzt schlecht in diesem Zustand allein lassen. Wenn der Großvater doch nur Telefon hätte. Sie trocknete das Geschirr und räumte es in den Küchenschrank, bis die Mutter sie rief.

Sobald die Mutter wieder gesund war, besuchte Clara ihren Großvater wieder. Sie wurde älter. Mit ihm hörte sie weiter Musik und er tanzte unermüdlich mit ihr, wenngleich er sie nicht mehr so herum

wirbeln konnte. Aber ihre Freude hatten sie trotzdem!

Einmal das war Grammophon kaputt und der Großvater musste es zur Reparatur geben. Aber umso größer war die Freude, als er es wieder bekam. Clara hatte eine alte Platte mit Tangomusik aufgetrieben und mitgebracht. Der Großvater brachte ihr den Tanz bei, auch wenn er es auf seine alten Tage nicht mehr so konnte. Aber Clara bekam nicht genug davon.

Später starb der Großvater und Clara erbt das Grammophon. Sie heiratete und immer

wenn ihr danach war, tanzte sie mit dem Ehemann. Dabei dachte sie an die vielen schönen Stunden, wenn sie mit dem Großvater vor dem Grammophon gesessen hatte. Sie würde es ihren Kindern vererben und ihnen davon erzählen!

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichten-sammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Du musst noch viel lernen

Servus, mein Kind, mal dir die Welt in bunte Farben
Streb´ nicht danach erwachsen zu sein
Die Großen haben die Sorgen gepachtet
Möchtest du nicht die Drachen steigen lassen?

Servus, mein Kind, für dich ist der Tag ohne Last
Die Mühe und Plage der Eltern weißt du erst später zu schätzen
Viel später, doch lernen musst du noch viel
Die Lämmer werden von den Wölfen gehetzt

Servus, mein Kind, schaff´ dir einen Platz an der Sonne
Im Schatten wird es allmählich kühl
Und lächle ohne Anflug von Stolz
Sonst zerren die Hunde an deinem Gefieder

Servus, mein Kind, sing dir die Kehle wund
Die Paradiesvögel staunen, wenn sie dich hören
Und wandelst du durch den Hain
Werden die Amseln mit dir fliegen

Elfriede Camilla Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitet als Damenschneiderin. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Der Besuch

Meine Eltern waren schon lange tot. Ich war von meiner Frau seit fünf Jahren geschieden. Der Spielteufel hatte mich wieder fest im Griff und ich hatte viel Geld verloren. Nur meine Kousine traf ich ab und zu. Meine alte, aber reiche Tante, die ich nur selten besuchte, war geizig und auch ziemlich seltsam.. Sie befand sich derzeit auf der Neurologischen Abteilung im AKH angeblich wegen großer Geistesverwirrtheit.

Ich besuchte sie mit Verena, meiner Kousine, um ihr einiges Geld zu entlocken oder auszuborgen. 100.000 Euro waren viel Geld. Ich stand mit einem Blumenstrauß, Verena neben mir, vor dem Krankenzimmer meiner Tante Ulrike. Wir sagten der Schwester, wer wir sind. Die Schwester öffnete die Tür und sprach zu einer im Bett ruhenden runzeligen Frau: „Ihr Neffe Georg und Verena Nachtweih sind hier, Frau Bachmeier.“

Abweisend und streng sah die Alte die Schwester an, während Verena und ich das Zimmer betraten. Meine Tante meinte verdrossen: „Erstens reden Sie mich nicht immer mit meinem blöden Familiennamen an. Und zweitens stören Sie mich nicht in meinen Kreisen mit unerwünschten und fremden Leuten Schwester Johanna.“ Sie sah uns feindselig an. „Ich habe keine Verwandten. Was haben Sie gesagt? Georg und Verena Nachtweih? Von diesen Namen habe ich noch nie gehört. Immer wieder schicken Sie mir fremde Leute ins Zimmer. Sie sind durchtrieben Schwester. Sie haben wohl eine Verschwörung gegen mich angezettelt. Weg mit diesen Menschen, lasst mich alle in Ruhe.“

Verena und Schwester Johanna verließen rasch das Zimmer. Ich wollte ihnen folgen, aber die Tante sagte barsch: „Du bleib, Georg. Ich kenne dich wohl, aber deine neue Frau ist genau so dämlich und gerissen wie alle Frauen, Frauennamen haben mir noch nie gefallen. Wenn ich da an die blöden Namen wie Verena, Helga,

Michaela, Karin, Rita, Andrea, Cordula denke, wird mir schlecht, gewöhnlicher geht es nicht.“

Ich erwiderte ungeduldig: „Aber Tantchen Ulrike, ich bin seit Langem geschieden. Verena ist wirklich meine Kousine.“ Aber die Tante sah mich schief an und versetzte energisch: „Mir brauchst du nichts vorzumachen, Knabe, keine Lügen bitte, das zieht bei mir nicht. Welcher Mann besucht seine alte Tante mit seiner Kousine? Das war mit Sicherheit deine Frau, die ich hinausgeschickt habe, da könnte ich wetten. Kousine!“ Sie verzog ihr Gesicht zu einem dünnen Lächeln. Dann begann sie wieder: „Wie geht es überhaupt deinen Eltern? Was macht dein Papa, warum besucht er mich nicht einmal? Und deine Mama geht sie noch immer fleißig schwimmen und fährt so oft mit dem Rad in den Wald und saugt dort die reine Luft ein?“ Über ihr Gesicht flog kurz ein warmer Schimmer, der gleich wieder verschwand.

Ich sprach leise zu mir: „Ob die heute etwas herausrückt, da bin ich mir nicht sicher. Versuchen kann ich es mal. Was sie nur immer mit meiner Frau hat? Das kann ich ihr wohl nicht mehr ausreden. Nun, Geld hätte sie ja genug, wir werden sehen.“ Und laut sagte ich zu ihr: „Tantchen, meine Eltern sind schon lange tot. Aber etwas Anderes. Tante Ulrike, ich bräuchte ein wenig Geld, ich habe große Schulden gemacht, mit 40.000 Euro wäre mir sehr geholfen, Tantchen. Kannst du mir so viel borgen? Ich zahle es dir alles zurück, ich verdiene 2.000 Euro monatlich. Bitte, sei nicht so. Ich brauche das Geld wirklich dringend.“ „Vielleicht zieht diese Masche bei ihr. Wenn sie etwas für mich übrig hat, dann soll sie es jetzt zeigen“, murmelte ich wieder leise zu mir und sah sie wie ein großes Kind mit schlechtem Gewissen an. - Tante Ulrikes Gesicht wurde merklich steifer und sie bemerkte trocken: „Das schlage dir schön aus dem Kopf, Knabe.

Was gehen mich deine Schulden an? Ich brauche meine Geld, um, wenn ich wieder in meiner Behausung bin, eine Flugreise zu den Südseeinseln zu machen und Haiti oder Tahiti zu besichtigen. Du bekommst, wenn ich tot bin und das wird noch lange nicht der Fall sein, 20.000 Euro. Aber erst dann.“

Ich staunte und war zugleich enttäuscht. ‚Was nützt mir das Geld erst nach so langer Zeit, wenn ich es jetzt brauche‘, sagte ich leise. Laut sprach ich: ‚Kannst du mir nicht wenigstens 15.000 Euro geben mittels Scheck? Tantchen, wenn du mich nur ein wenig magst, dann beweise es jetzt.‘ Tante Ulrike blickte mich durchdringend an und versetzte: ‚Hol mir mal meine Handtasche aus dem Nachtkästchen. Diese gebe ich nämlich nicht aus der Hand. 7.000 Euro schreibe ich auf den Scheck, das ist genug.‘ Ich gab ihr ihre Handtasche, sie öffnete sie, fummelte darin herum und zog einen Scheck und einen Kugelschreiber hervor, legte ihn auf das Nachtkästchen, beugte sich vor, setzte die Zahlen ein, unterschrieb und reichte ihn mir mit den Worten: ‚Hier, Georg, gib dich damit zufrieden. Warum ich dir das Geld gebe, weiß ich nicht. Dir wird schon was einfallen, deine Schulden zu begleichen. Verschwinde jetzt, bevor ich es mir anders überlege. Findest du deine Frau wirklich so anziehend? Sie sieht

für mich reichlich dümmlich und langweilig aus.‘

Ich sah meine Tante nachdenklich an, sagte aber nichts, nahm den Scheck und küsste Tante Ulrike die Hand und sprach: ‚Gute Reise Tantchen.‘ Sie erwiderte etwas freundlicher: ‚Wenn du mich wieder mal aufsuchst, dann aber ohne Schulden und ohne deine fade Frau.‘

Ich wandte mich ab und schritt etwas kleinlaut zur Tür. Dabei sagte ich in Gedanken: ‚Na ja, besser als gar nichts. Ich muss mir einen zinsenlosen Kredit bei der BANK AUSTRIA aufnehmen.‘

Mit einem besseren Gefühl ging ich mit meiner ‚Frau‘ ins Freie.

Thilo Bachmann

von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist. steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. Bevorzugte komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.

Martha und die Flugzeuge

Sie wohnen in der akustischen Reichweite eines Flughafens. Er liegt nicht in unmittelbarer Nähe des Häuschens, ungefähr zehn Kilometer Luftlinie entfernt, aber die beim Landeanflug Warteschleifen drehenden Flugzeuge ziehen täglich gut sicht- und hörbar über ihre Köpfe hinweg. Es ist eine kleine Familie, Martha und Erich, der kleine Peter und der noch

kleinere Mascha. Mascha ist eine pechschwarze Kartäuserkatze, aber mit solch einem glänzenden Fell, es würde jedem Haarshampoo als werbewirksames Anwendungsergebnis beste Dienste leisten. So sehr sich der kleine Peter auch bei jedem Anblick der vorbeiziehenden Jets freut, so sehr hat Martha ein flaes Gefühl in ihrem Innersten. Ihr angeborener

Pessimismus, ihr Mann hat kein leichtes Los mit ihr gezogen, kalkuliert immer wieder das latente Risiko, welches jeder dieser Riesenvögel mit sich trägt. Gerade Start und Landung sind bei der Fliegerei die gefährlichsten Momente. Wie leicht kann es passieren, dass einer dieser Flieger seine geplante Flugbahn vorzeitig und ungeplant abbricht, um dann auf ihr heiles Familienleben zu stürzen.

Als sie das Haus vor zehn Jahre bauten, war der Flughafen ein militärisch genutzter Horst, die Maschinen sind damals schnell, fast unmerklich auf- und abgestiegen und sie machte sich keine Gedanken. Aber seit der kommerziellen Nutzung hat der Flugbetrieb zugenommen und die vernehmbaren Flugphasen, bedingt durch das höhere Gewicht der Jumbos, sind deutlich verlängert worden.

Bei Nebel und Schneefall, die leiten den Krach besonders gut, erscheinen ihr die Jets wie an der Haustür vorbeiziehende lautstarke Ungeheuer, dann kribbelt es besonders unangenehm in ihr.

Es ist jetzt nun schon fast ein Jahr her, seitdem der Kater bei ihnen ist. Er wurde ihnen durch Freunde, deren Katze einen ungeplanten Wurf machte, übergeben. Seitdem Mascha bei ihnen ist, haben sich bei Martha unangenehme Träume, sie kennt diese Alpträume nur zu gut aus ihrer Jugendzeit, eingestellt. Sie befallen sie um Mitternacht, lassen sie fast auf die Minute genau um halb eins mit aufgewühlten Gefühlen und schweißgebadet aufwachen, und haften, im Gegensatz zu den normalen Phantastereien, wie Pech und Schwefel in ihrem Gedächtnis. Sie prägen sich so stark ein, dass sie sich noch Tage danach detailliert daran erinnern kann. Vor einigen Tagen erst hat sie die zeitliche Nähe zwischen dem Auftreten ihrer Träume und dem Erscheinen der Katze entdeckt, als sie in ihrem Tagebuch blätterte.

Das Grundmuster der Träume ist immer dasselbe. Sie spielt mit ihrem Peter, dem größten und liebsten Schatz in ihrem Leben, im Garten. Erst als er geboren wurde, haben sich ihre Depressionen

verflüchtigt und einer sprudelnder Lebensfreude Platz gemacht. Beider Lachen und Herumtoben erfüllt die Luft, dann plötzlich ist ein ohrenbetäubendes Geräusch zu hören, das Aufheulen einer gewaltigen Maschine, begleitet von einem lauten Knall. Einen Augenblick später regnet es gewaltige Trümmer vom Himmel, eines von ihnen, ein Riesenrad, trifft wie eine riesige Hummel ihren Peter. Es sich senkt vor ihren weit aufgerissenen Augen in Zeitlupe auf ihren Schatz herab und begräbt ihn fast lautlos, aber mit mächtiger Wucht. Er wird in den weichen Boden hineingedrückt, nichts ist mehr von ihm zu sehen, er ist ausgelöscht, verschwunden. Nach dieser grauenvollen Illusion wacht sie regelmäßig auf, sie verspürt noch minutenlang die erlebte Panik. Das leise Atmen von Erich an ihrer Seite beruhigt sie ganz langsam. Bisher hat sie ihm noch nichts von ihren Träumen erzählt, hat er doch schon genug wegen ihrer früheren Depressionen leiden müssen.

Heute ist ein trüber kalter Novembertag. Erste Schneeflocken rieseln lautlos vom Himmel und packen die Umgebung in zartes Weiß, sie verschlucken auch die leisen Töne, die sonst im Freien umherfliegen. An solchen Tagen hat sie es sich zur Gewohnheit werden lassen, morgens, nachdem ihr Erich und der Peter weg sind, einen kräftigen Kaffee zu brühen und diesen in Begleitung einer oder auch zweier Pralinen stimmungshebend zu genießen. Das Koffein wirbelt ihre Gedanken durcheinander, lässt sie neue knüpfen, die sie sofort zu Papier bringt. Der Zucker in dem Konfekt wirkt beim Schreiben beruhigend und führt dazu, dass die sprudelnde Phantasie langsamer, dafür aber euphorischer fließt, so dass beim Niederschreiben kein Tropfen verloren geht.

Sie vermisste schon den ganzen Morgen über Mascha. Er liegt sonst bei ihrem Ritual zu ihren Füßen und begleitet das leise Abschaben des Bleis beim Schreiben mit seinem sonoren Schnurren.

In der Nachbarschaft wohnt ein Junge, er ist ungefähr zwölf Jahre alt, sein Vater arbeitet

Zeitlos

Der Vormittag des 29. Februar 1997 war ein sehr sonderbarer. In der Nacht davor sollen Nordlichter sowie eine Sternschnuppe zu sehen gewesen sein – ich selbst habe sie nicht gesehen. Von Köln aus gelingt das nicht oft, weil ein klarer Nachthimmel über einer Großstadt eine Seltenheit ist. Manch einer aber bringt diese Himmelszeichen mit den eigenartigen Vorkommnissen des letzten Februartags in Verbindung.

Gegen drei Uhr morgens wachte ich ohne erkennbaren Grund auf. Ich stand, obwohl sehr müde, auf und ging, ohne daß ich recht wußte warum, ins Wohnzimmer, wo ich Licht machte. Eben in dem Moment raschelte die Zimmerpflanze mit den langen grünen Blättern, die wie ein kleiner Palmenbaum aussah, deren lateinischen Namen ich mir nie merken kann und die in der linken Ecke neben dem Kamin aus ihrem Topf wuchs. Wahrscheinlich hatte sie jemand im Laufe des Tages berührt und erst jetzt lösten sich die länglichen gewellten Blätter voneinander, durch das schwache Pulsieren pflanzlicher Säfte in leichteste Bewegung gebracht. Mir war, als sei ich nur dafür ins Wohnzimmer gekommen, um Zeuge dieses beinahe lächerlichen floristischen Spektakels zu sein.

Nach dieser seltsamen Episode schlief ich wieder ein, nur um mehrere Stunden später, wie mir schien, erneut aufzuwachen, um einem allzu menschlichen Bedürfnis nachzukommen. Doch die Uhr zeigte mir, daß nur fünfzehn Minuten verstrichen waren. Als ich schließlich zum dritten (und endgültigen) Mal aufwachte, war es noch immer viertel nach drei Uhr. Das fand ich merkwürdig, zumal Tageslicht durch die Rolläden schien. Ich dachte, meine Uhr sei stehengeblieben und öffnete die Jalousien. Doch nachdem ich das getan hatte, sah ich, daß die anderen Uhren meines Zimmers –

ich besitze drei Stück, da ich in zeitlichen Dingen immer recht verschwenderisch gewesen bin – ebenfalls 3:15 zeigten.

Was sollte ich davon halten? Ich wusch mich, zog mich an, rasierte und kämmte mich und ging in die Küche, um Frühstück zuzubereiten – aber siehe, auf der Küchenuhr dieselbe Nachtzeit! Ebenso die Standuhr im Flur, die Uhr im Wohnzimmer, im Gästezimmer. Mir war inzwischen nämlich etwas unheimlich, und ich rannte in all diese Räume, um die dort befindlichen Chronographen – um ein anderes Wort für ‚Uhr‘ zu verwenden – zu vergleichen. Ich fand es sehr merkwürdig, daß alle Zeitmesser meiner Wohnung zur selben Zeit stehengeblieben sein sollten – sogar die namhafter Hersteller.

Freilich hätte ich neben der Lösung des Rätsels gerne gewußt, wieviel Uhr es denn im Augenblick wirklich war, denn ich hatte Termine einzuhalten. Das Wetter, diese trübe Helligkeit da draußen, konnte keinen Aufschluß darüber geben. Wann stand ich denn gewöhnlicherweise auf? Zwischen sieben und acht, also war es mit etwas Glück noch früh. Allerdings pflege ich nach einer unruhigen Nacht am nächsten Morgen ohne Wecker länger zu schlafen. –

Eben dann läutete das Telefon. Verwandtschaft aus Süddeutschland, ältere Verwandtschaft, wollte genau das von mir wissen: Ob ich ihnen die Uhrzeit sagen könne? Sie entschuldigten sich vielmals für die dumme Frage, die eigentlich keines Anrufs wert sei. Aber neben allen anderen Uhren sei auch der von Braunschweig aus gesteuerte Funkwecker um viertel nach drei stehengeblieben, und die Zeitung habe man auch noch nicht ausgetragen.

Ich riet ihnen, sich nach dem Frühstück mit den Nachbarn zu verständigen und auch zum Rathaus oder zur Polizei zu gehen, denn diese Störung scheine sich nicht auf das Taunusdorf zu beschränken, in dem ich wohnte, sondern sich sogar bis

Bayern hinunter auszudehnen und somit auf einen beachtlichen Teil des Bundesgebietes.

Darauf rief ich einen Freund in Düsseldorf und einen früheren Kommilitonen in Tübingen an, welche mir dasselbe mysteriöse Problem beschrieben: Auch ihre Uhren, ob batteriebetrieben, digital, sonnen-, funkgesteuert, ja sogar die mit solidem handwerklichem Uhrwerk hatten um 3:15 aufgehört, die Zeit zu messen.

Ich dachte mir etwas, was sich wohl in den Köpfen aller Bundesbürger von Schleswig bis nach Garmisch eingeschlichen hatte. Diesen einen gleichen Gedanken in allen deutschen Köpfen – gleich ob Ost, ob West – hatte es wohl seit 1991 nicht mehr gegeben, nachdem die erste Euphorie über die Wiedervereinigung verfliegen war: „Ja, was nun?“

Wie sollte unsere mit so viel präziser und fortschrittlichster Technologie sorgfältig errichtete Welt funktionieren, wenn die Zeit stehenblieb? Wie der Journalismus, das Fernsehen, wie internationale Verhältnisse, wie der Tagesablauf? Sollte dieser letztere allein durch die menschlichen Urempfindungen Hunger und Schlaf bestimmt werden, und sich somit die Sehnsucht des modernen Menschen nach ursprünglicher, primitiver Natürlichkeit erfüllt haben? Einen Stromausfall, auch einen großen, kann man kurieren – aber die Zeit?

Ich für meinen Teil hatte auch nach dem bescheidenen Frühstück noch Hunger – wahrscheinlich äußerte sich die Unsicherheit, die Angst über diese ungewöhnliche Situation auf diese Weise. So beschloß ich, das Lebensmittelgeschäft an der Ecke Pionierweg–Landwehrallee aufzusuchen. In leichtem Nebel lagen die hohen Tannen der Straße, und ähnlich diesen waren meine Gedanken auch ziemlich schleierhaft, als ich den Bürgersteig entlanglief. Kein Auto fuhr auf der Straße, auch nicht auf der Kreuzung, an

welcher der Laden stand. Es war ein sonderbares, sonntägliches Gefühl, aber so recht wohl war mir nicht dabei.

Die Ampeln schalteten, ohne daß Passanten irgendwo zu sehen gewesen wären. Manche Rolläden waren noch nicht hochgezogen, und weiter hinten, wo ich wußte, daß die Landwehrallee einspurig wurde und in einem Kreisel vor dem Stadtpark endete, verlor sie sich in grauem Dunst.

Das Geschäft war geschlossen, und ich trat den Heimweg an, auf dem mir wieder kein Mensch begegnete.

Wann wird man der Bevölkerung Meldungen machen, fragte ich mich, und welche Behörden, welches Ministerium wird es sein? Gibt es etwa Krieg – einen modernen, heimtückischen, leisen Krieg, von dem man zunächst nicht das geringste spürt, bevor plötzlich ein biologischer oder elektronischer Totalschlag gegen den Feind ausgeführt wird? Aber das in Europa, in der inzwischen so einträchtig funktionierenden Europäischen Union? Ein Krieg, redete ich mir mit meinem angeborenen Optimismus ein, war doch eher unwahrscheinlich.

Wären nur die Funkuhren betroffen, könnte man auf einen Defekt in Braunschweig schließen. Aber daß so viele unterschiedliche, voneinander völlig unabhängig tickende Apparate zeitgleich den Atem anhalten und die Welt in eine zeitlose Schwebelassen sollten, das war doch unheimlich. Ich konnte beim besten Willen nicht begreifen, wie es sein konnte, daß gerade auch die nicht-elektronischen, die mechanischen Uhren stehengeblieben waren.

Ich faßte den Entschluß, bei ausgewählten Nachbarn zu klopfen, einfach um in der Krise menschliche Solidarität zu spüren und auch um etwas von der Redseligkeit, die ‚im gleichen Boot Sitzende‘ in Ausnahmesituationen an den Tag legen, zu profitieren. Dann würde ich ins Rathaus oder zur Polizei fahren, so unwohl mir auch dabei sein würde, der

einzigste Fahrer auf den nebligen Straßen zu sein. Danach – ja danach hätte ich unter den gegebenen Umständen mein Möglichstes getan und meine Bürgerpflicht erfüllt; ich würde dann ein Buch zur Hand nehmen und darauf warten, daß mich jemand anruft, um zu erklären, was passiert ist.

Ich hatte die Nachbarn schon vergessen und schloß die Haustür in der Vorfreude auf, mich in ein Buch, welches ich schon längere Zeit zu lesen vorgehabt hatte, zu vertiefen – etwas über das Leben einer Josephine Mutzenbacher – doch was zeigte die unheilvolle Standuhr im Flur? 3:32, und der Sekundenzeiger tickte. Der Zeitstrom floß erneut, und eine offizielle Zeitansage wurde später am Tage durch das Radio gemacht.

So hatte die Börse, Politik, jeder für sich persönlich wieder eine einheitliche Uhrzeit, von der ausgehend man mit

gerade dem weitermachen konnte, was man die Tage davor auch schon getan hatte. Doch ich fand es, um ehrlich zu sein, ohne Zeit gar nicht so schlecht. Und genau wie viele Stunden, Minuten und Sekunden an jenem 29. Februar verlorengegangen sind, weiß bis heute niemand.

Max Haberich

Geboren in Philadelphia, USA, Kindheit auf Hawaii und in München. Schulen besucht in München, Paris und Frankfurt, ab 2002 Studium der Neueren Geschichte in England (York) und Frankreich (Aix-en-Provence), ab 2005 der Germanistik, Neueren Geschichte und Kunstgeschichte in Tübingen. Abschluss 2008, Promotion über Frauengestalten in Arthur Schnitzlers Prosa / Wiener Moderne.

Lyrik

Ehekrach

Da kracht es in der Ehe.
Und die Mutter
Bittet den Lehrer,
Er möchte
Ihrem Kind
Endlich die Angst
Vor Erdbeben nehmen,
Weil doch allhier
Kein Erdbebengebiet sei.

Und der Vater
Versäuft derweil
Das Hügelchen Glück
Bis auf das Magma
Und beschwert sich
Bei Schafen und Ziegen,
Sie hätten ihn nicht
Gewarnt vor dem Ausbruch
Dieses Vulkans.

Und da geht das Kind
Zwei Schmetterlinge
Zu verbrennen
Als Opfer
Für den Unmut
Des Gewitters.
Und ein Blitz
Schneidet Risse
In seine Seele.

Kurt May

Ich wurde 1940 in Komar/Tschechien geboren, bin verheiratet und habe bis zum Sommer 2005 als Lehrer gearbeitet. Von mir wurden bisher Gedichte, Fabeln, Aphorismen, Kurzgeschichten und Satiren in Literaturzeitschriften und Anthologien abgedruckt.

Trennung

Du hast überspannt den Bogen
und ich habe schuld.
Du hast mich belogen
und ich habe schuld.
Du hast mich betrogen
und ich habe schuld.
Du bist fortgezogen
und ich habe schuld.

Die anderen Frauen verstehen dich
und ich nicht.
Die anderen Frauen pflegen sich
und ich nicht.
Die anderen Frauen sind ordentlich
und ich nicht
die anderen Frauen sind leidenschaftlich
und ich nicht.

Ich bin nichts wert
habe ich gedacht
ich mache alles verkehrt
habe ich gedacht.
Wenn das jemand erfährt
habe ich gedacht.
Und ich habe mich nicht gewehrt
habe ich gedacht.

*Jutta Miller-Waldner
lebt in ihrer Geburtsstadt Berlin, schreibt
Fantasy, Kindergeschichten,
Kurzgeschichten und Lyrik. Zahlreiche
Veröffentlichungen in Literatur-
zeitschriften und Anthologien, Lesungen in
Deutschland, Spanien, Österreich und
Ungarn, ein Literatur- und mehrere
Anerkennungspreise. Ein Lyrikband: „Der
Traum eines Schmetterlings“; ein
Sachbuch: „Am Anfang war die Phantasie:
Über die Geheimnisse der Schreibkunst.“*

Gedichte

Faszination der Schrift!
In Zeichen geronnenes Wort:
geritzt oder geschrieben
mit Griffel und Schrift,
wandernd an jeden Ort.

wo Kundige blieben,
den Zeichen Klang zu verleihn,
die verschlüsselte Norm
aus ihrem Code befreien,
um ihr Flügel zu leihn.

Worte, in kunstvolle Form,
 Klänge und Bilder gebannt,
bringen die Seele zum Schwingen.
Lesend, neuschaffend genannt,
können sie in uns erklingen.

Draussen ist wenig verwandt:
Zeit der gedruckten Flut
mit ihren gehetzten Wellen! -
Da sind künstliche Inseln gut,
die Innenwelt darzustellen.

*Hans-Jürgen Weddy
auch bekannt unter dem Pseudonym
Rainer Lichtenberg, ist Rektor i.R. und
schreibt Lyrik, Balladen, Satire,
Kurzgeschichten und Erzählungen. Er hat
bisher zwei Bücher veröffentlicht: „un-
Gereimtes in fist-moll“ (satirische
Gedichte) sowie „Der schwarze Bauer/
Der Fall Bekali“ (zwei
Kriminalerzählungen).*

Rezension: „Grüne Windmühlen“ von Manuel Göpferich

Diese Anthologie enthält zehn Kurzgeschichten, fünf Schilderungen und drei längere Erzählungen des jungen Autors Manuel Göpferich. Er nimmt den Leser mit auf eine Reise durch Landschaften und Länder Europas, von suchenden Menschen bevölkert. Diese Menschen reisen, wandern, fahren mit dem Bus, scheinen alle noch nicht angekommen zu sein. Gekonnt malt diese Kurzprosa dank schlüssiger Symbolik Landschaftsbilder und Stimmungen auf eine 360-Grad-Leinwand im Kopf des Lesers. Obdachlose am Bahnhof, Weiden

am Bach, ein Pinienwald oder ein Marktplatz. Es sind lebensechte Gemälde, in denen man spazieren gehen möchte, vordergründig beschaulich, doch Nebenbemerkungen und Ungesagtes berühren Vieles, über das nachzugrübeln sich lohnt.

Taschenbuch, 88 Seiten
cenarius Verlag, 2008
11,00€
ISBN 978-3-940680-07-5

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension: „Winterzeit in Hollywood“ von Frank Nüßgen

Fiktion und Wirklichkeit – wer mag in Hollywood schon dazwischen unterscheiden? Dr. Sommer ist eine Fiktion, Dr. Winter natürlich nicht. Dr. Winter kümmert sich verständnisvoll und kompetent um die weltbewegenden Sorgen von Zeichentrickmäusen, weißen Haien und auch menschlichen Patienten wie Ihrer Britischen Majestät bestem Geheimagenten. Natürlich bleiben die zwanzig im Buch dargestellten Fälle anonym. Falls der Filmliedhaber die Berühmtheiten wiedererkennt, sollte er diskreterweise davon ausgehen, diese Persönlichkeiten seien fiktiv. Denn immerhin beichten sie Dr. Winter und uns ihre persönlichen Zweifel, Anliegen und Schwächen.

Dieses Buch enthüllt, was hinter den perfekten Fassaden Hollywoods geschieht und dass die von uns verehrten Helden und

Heldinnen ganz menschlich sind. Aber gerade dies macht sie ja so sympathisch. Beispielsweise hatte ich mir zuvor noch nie Gedanken darüber gemacht, wie sich der Weiße Hai fühlen muss, wenn bei einem harmlosen kleinen Strandausflug seinerseits sofort die Filmmusik gespielt, gekreischt und geflüchtet wird. Das würde mir auch den Badetag verderben! Und Interna werden da ausgeplaudert, die man sonst nirgendwo erfahren hätte, beispielsweise was wirklich geschah, beim Kickoff-Meeting des Projekts „Todesstern 2.0“. Außerdem habe ich beim Lesen dieses Buchs gelernt, was ein RSV-tauglicher Vortrag ist, nämlich für Rentner, Schulkinder und Vorstände. Dieses Buch hat wirklich meinen Horizont erweitert und mich sensibilisiert für die Probleme der Berühmtheit, von denen ich bisher nichts ahnte.

Abgesehen von diesen inhaltlichen Offenbarungen ist dieses bunte, fesselnd unterhaltsame Büchlein auch sprachlich abwechslungsreich. Wortspiele und Wortneuschöpfungen unterstreichen den Zynismus der Helden gegenüber ihrem eigenen bedauernswerten Schicksal: „Erst geriet ich im Leben an die Falsche, danach an die Flasche.“ Alles in allem ein abwechslungsreicher Lesegenuss!

Der Autor Frank Nüßgen arbeitet in der Kommunikationsbranche. „Winterzeit in Hollywood“ ist seine erste Buchveröffentlichung.

Books on Demand Verlag, Norderstedt, 2008

Taschenbuch, 11 Seiten, 9,80€
ISBN-13: 9783837043891

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension: „Déjà vu“ von Gerd Egelhof

Gerd Egelhof betrachtet mal wieder auf seine übliche zynisch-liebevolle Art den Alltag bringt die Sache auf den Punkt.

Dieser Kurzprosa-Band beginnt mit Tests und Prüfungen aller Art: einem Wissenstest in einer Frauenzeitschrift, einer Englisch-Klassenarbeit, einer Fahrprüfung und dem Wettkampf um einen Wanderpokal. Im zweiten Teil widmet sich dieses Buch der Erotik und Liebe. So bemerkt der Nachbar, den der Garten-Strip der Nachbarin im Treppenhaus festhält: „Wer als Mann diese Schönste aller Sünden nicht mag, der werfe den ersten Stein aus dem Glashaus.“

Der Text „Nachtspaziergang“ lässt uns herumstreifen: „Beim Laufen spürt man sich, der Nachtwind erzählt einem exklusiv sein Lied und die bereits hochgeklappten Gehsteige gehören einem alleine. [...] Nachts liegt in Metzgereien keine Wurst aus. Einmal am Tag sieht der Sauladen richtig aufgeräumt aus.“

Meine Lieblingsgeschichte ist aber die allerletzte: „Bücher ohne Wurm drin“. Hier erfährt man eine Menge über das Leben eines Buches, beispielsweise wie es im

Laden ankommt: „Zum ersten Mal in seinem Leben erfährt das Buch so etwas wie Geborgenheit und Nestwärme. Die Abteilungsleiterin sucht ihm einen eigenen Platz.

So ein Buch muss sein ganzes Leben lang nichts arbeiten, seine einzigen Aufgaben bestehen darin, dem Kunden schöne Augen zu machen und gekauft zu werden.“ Und nachdem es gekauft wurde: „Da die meisten Kunden, wenn sie schon einmal in der Stadt sind, mehrere Einkäufe hinter sich bringen, kann es sein, dass das Buch in der Tragtüte Gesellschaft von frischen Brötchen, Milchprodukten, Glasflaschen mit Mineralwasser drin oder einem eingepackten stinkenden Fisch bekommt. Natürlich übernimmt das Buch sofort die Rolle des Trösters. Es weiß, dass es als einzige Ware in der Tüte Bestand hat, und keineswegs verzehrt, sondern bestenfalls verschlungen wird.“

Taschenbuch, 109 Seiten
Verlag make a book, Neukirchen, 2008
ISBN 978-3-940218-6-5

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension: „Tender Bar“ von J.R. Moehringer

Es braucht, um aus einem Jungen einen Mann zu formen, genauso viele Männer, wie um ein Hochhaus zu errichten.

Da JR als Kind zu Hause keine Männer vorfindet, muss er sie sich draußen suchen. JR ist der Protagonist in J.R. Moehringers autobiografischem Werk „Tender Bar“.

Daheim wohnt seine Sippe. Die Frauen haben von ihren Männern ohne Ausnahme nur Enttäuschungen erlebt, er fühlt sich dort manchmal so „alleine“, dass er den Wunsch verspürt, um den Zustand begreiflicher beschreiben zu können, müsse es dafür ein kräftigeres, längeres Wort geben.

Das Familienhaus ist ein alter Kasten, erbaut vom Großvater, der, nachdem er seinen Lebenstraum Baseballspieler zu werden nicht realisieren konnte, in kurzer Zeit mit einem ungeliebten Job viel Geld scheffelte. Er arbeitete aber nur genauso lang, um genug Geld zusammenzutragen, damit er für den Rest seines Lebens davon leben konnte.

Das Haus ist ungemütlich, wird vernachlässigt, die Ausstattung ist unzuverlässig, laut und genauso abgebrannt wie seine Bewohner. Diese sind tagein - tagaus hauptsächlich damit beschäftigt, zu überleben.

Es wohnt aber dort auch ein besondere Passion - die Liebe zu den Wörtern.

Schon die Urgroßmutter, Anfang des 19. Jahrhunderts aus Irland ausgewandert, hat ihren Mann mit Wörtern geangelt und zwar mit geklauten. Sie musste den Betrug für den Rest ihres Lebens teuer bezahlen. Auch der Opa hatte eine Affinität zu den Wörtern aufgebaut. Jesuiten haben bei seiner Erziehung die Liebe zum Wort in ihm gefördert, aber gleichzeitig durch

Prügel, die als Lerninstrument eingesetzt wurde, das Aussprechen erschwerte. Es hat sich Stottern in die Familie eingeschlichen. Auch JR findet Gefallen an Wörtern, sammelt sie, versucht sie gekonnt, gezielt, ausgewählt bei wichtigen Anlässen richtig angeordnet einzusetzen. Er wird aber jedes Mal eines Besseren belehrt - Einfachheit, Direktheit, Offenheit wirkt viel nachhaltiger als hochgestochene, hochtrabende Wortwahl. Ein Schreibstil angelehnt an den Hemingways, schnörkellos, kraftvoll lebendig alleine durch die in ihm wuchernde geballte Wahrheit, soll sein Leitfaden für den zukünftigen Umgang mit dem Geschriebenen werden.

Draußen, das ist die Bar in der sein Onkel Charlie als Barkeeper arbeitet. Es ist der Ort wo man die Geisel der modernen Gesellschaft loswerden kann - die Einsamkeit.

Da die Bar gut geht, ist das Reservoir an unterschiedlichsten Charakteren, die mit ihren Taten, Erzählungen, Lebensweisheiten und dem derbem Getue JR prägen, schier unerschöpflich. Jeder erzählt jedem seine Lebensgeschichten, holt sich Rat und verteilt seine Ansichten. Auch JR schüttet sein Herz dort vollständig aus, sein ganzer Kummer wird dorthin getragen, zur Weiterverarbeitung an die Männer abgegeben.

Sorgen gibt es im Leben des Jungen mehr als genug. Die Mutter kämpft verzweifelt alleine darum, eine kleine Oase des Glücks zu gestalten, der Vater hat sich, gefördert durch seinen unzuverlässigen Charakter, frühzeitig aus der Verantwortung gestohlen. Die nicht immer honigsüßen Erfahrungen mit der Liebe, der holprige schulische Werdegang.

Er findet in der Bar immer ein offenes Ohr und auch die passende Zunge, die ihm einen Rat gibt, gerät dabei aber in die gefährliche Sogwirkung des die Realität verklärenden Alkohols und erfährt dessen zerstörerische Wirkungskraft. Wichtiger noch als die Seelenmassage am Tresen sind die gemeinsamen Spiele, welche die Männer untereinander austragen und die Spitznamen, die für jeden individuell vergeben werden. Sie entscheiden, einem Makel oder einer Medaille gleich, über das Prestige des Trägers in der Gruppe – einmal verpasst gelten sie für immer.

Da die Bar für ihn eine Familie geworden ist, erfolgt die Abkopplung durch einen schmerzhaften verlustreichen Prozess - sie spuckt ihn gerade noch rechtzeitig ins Leben aus, bevor er ihr für immer verfällt.

Das Buch nimmt im zweiten Teil richtig Fahrt auf, und zwar ab dem Lebensabschnitt, der den Autor in die Lage versetzt, das Gestalten und Modellieren seines Geschicks selbst in die Hand zu nehmen. Es erweist sich häufig in JRs Leben, dass ein vermeintlich leicht errungener Triumph oft den Weg in eine Sackgasse weist, die außer lehrreichen Erfahrungen, nichts zu bieten hat. Es ist

das mühsame Erklimmen der Leiter zur Selbstfindung, deren Sprossen aus Fehlern, Unerfahrenheit, Ungeduld, Angst, Perfektionismus und Verirrung bestehen, die er Schritt für Schritt emporsteigt

Der Roman ist eine Autobiographie, sie folgt der chronologischen Reihenfolge des Werdegangs vom Kind zum Jüngling. Geschrieben in einem teils journalistisch nüchternen, Fakten aneinanderreihendem Stil, teils aber auch eingefärbt in eine sehr blumige, farbenfrohe und vor Lebendigkeit sprühende Sprache.

Zischen den Zeilen erklingt unüberhörbar ein Loblied auf die Bücher, sie sollen dem Leser dazu verhelfen, Selbstvertrauen in ihnen zu finden.

Titel: Tender Bar

Autor: J.R. Moehring

Verlag: Fischer (Tb.), Frankfurt

Jahr: 3., Aufl. (April 2008)

ISBN: 978-3596176151

Preis: 9,95 EUR

Seitenzahl: 464

Übersetzer: Brigitte Jakobeit

Rezensiert von Friedrich Müller

Wettbewerbe

Datum	15.01.09	30.01.09	31.01.09
Name	Alfred-Döblin-Preis 2009		Mauerstücke-Wettbewerb
Genre	Unveröff. längeres Prosamanuskript in Arbeit (Erzählung, Novelle oder Roman)	Alle Genres	Geschichten (unveröff.)
Thema		Schlager und Treffer: Durchsetzungsvermögen und Treffsicherheit, Popularität und Populismus, Erfolg und sein Preis	Mauerfall: Zeit vor, während und nach jenen Tagen; keine politischen Plädoyers, sondern die ganz persönl. Geschichten
Umfang	mindestens 50 Seiten		bis 12.000 Zeichen (mit Leerzeichen)
Form	Manuskript, Exposé, kurzer Lebenslauf	in elektronischer Form [Mail] oder auf Papier [mit beigefügtem Datenträger im Windows-Format]	per E-Mail mit Betreff „Mauerstücke“ als .doc oder .rtf oder im Diskussionsforum auf www.online-roman.de unter „Schreibprojekt: Mauerstücke“ einstellen
Preis	15.000 €	Veröffentlichung in Anthologie	1.) 100€ vorauss. Veröffentlichung als Anthologie
Teilnehmer	AutorInnen mit mindestens einer Buchveröffentlichung	KünstlerInnen, PhilosophInnen und WissenschaftlerInnen	
Veranstalter	Günter Grass, LCB und Akademie der Künste	Edition Splitter	
Einsenden an	Literarisches Colloquium Berlin, Alfred-Döblin-Preis, Am Sandwerder 5, D-14109 Berlin	Edition Splitter Salvatorgasse 10 A-1010 Wien Tel.: +43 1 532 73 72, Fax: +43 1 532 11 09 horn'at'splitter.co.at	

Datum	31.01.09	01.02.09	01.03.09
Name	MDR-Literaturpreis 2009	Kurzkrimi-Wettbewerb	Freilichtbühnenpreis
Genre	Kurzgeschichte (unveröff.)	Kurzkrimi	Kinder- und Jugendstücke
Thema		Tödliche Wasser, Bezug zur Rhein-Main-Neckar-Region, gesellschaftl. Perspektive: Ressourcenknappheit, Klimawandel, Verschmutzung, Privatisierung	die heutigen Lebenssituationen junger Menschen, auch Generationen übergreifende Themen, aktuelle Bezüge, Utopien oder märchenhafte Visionen
Umfang	Bis 15 Vorlese-Minuten (max. 11.000 Zeichen); 1 Beitrag pro AutorIn	max. 25.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen); nur 1 Beitrag pro TeilnehmerIn	
Form	einseitig bedruckt, Din A4, ungeheftet; Veröffentlichungsliste, Kurzvita (max. 12 Zeilen); anonym; beilegen: Anschrift, Tel.nr., E-Mail	Anschreiben mit Name, Adresse, E-Mail; Kurzvita; Text anonym, 3fach, mit Angabe Zeichenzahl; Hinweis, ob Text bereits veröffentlicht	für die Teilnahme sind die ausführlichen Ausschreibungsunterlagen und ein Formblatt nötig
Preis	Veröffentlichung als Buch; Endrunde: Lesung am 4.5.09; 1.) 5.000€ 2.) 2.000€ 3.) 1.500€ Publikumspreis (1.000€); Lesereise mit allen Autoren der Endrunde am 5.-7.5.	1.) 500€ 2.) 300€ 3.) 150€ Lesung der besten drei bei den Heidelberger Krimitage 2009 (2.-4.7. 2009); Anthologieveröffentlichung	1.) 3000€ 2.) 2000€ 3.) 1000€ Uraufführung des Gewinner-Stückes auf einer Freilichtbühne des VDF Nord
Teilnehmer	Bereits veröffentlichte AutorInnen, die deutsch schreiben		deutschsprachige und besonders junge Autor/innen
Veranstalter	Mitteldeutscher Rundfunk	Heidelberger Krimitage 2009	Verband Dt. Freilichtbühnen
Einsenden an	Mitteldeutscher Rundfunk, Literaturwettbewerb, MDR FIGARO, Postfach 100122, D-06140 Halle	Stefan Schöbel, Plöck 56a, D-69117 Heidelberg	VDF-Region Nord, Oberonstrasse 20-21, D-59067 Hamm, Tel. +49-(0)2381-6934, VDFHAMM 'at't-online.de
Nähere Informationen		www.krimitage-heidelberg.de	www.freilichtbuehnen.de/Autorenwettbewerb.37.0.html

Datum	02.03.09	14.03.09	31.03.09
Name	Odenwaldkrimi-Wettbewerb	Weihnachtskrimi-Wettbewerb	Gong-Krimi-Wettbewerb
Genre	Kurzkrimi (unveröffentlicht)	Kurzkrimis (unveröffentlicht)	Kriminalromane (unveröffentlicht)
Thema	Apfelkomp(1)ott bzw. Apfel	Berliner Weihnachtskrimis rund um das Schloss Charlottenburg	
Umfang	max. 9000 Anschläge; nur ein Beitrag pro AutorIn	max. 15 Seiten	
Form	per E-Mail als doc-Datei, mit Name, Anschrift, E-Mail, Geburtsdatum, Te.nr. oder als CD ROM per Post; Einverständniserklärung zur Veröffentlichung, Formular von Webseite	Einreichung online, zwei Word-Dateien: 1.) Text anonym, mit Kennwort, 2.) Kurzbiografie (max. 90 Zeichen), inkl. Kennwort und Kontaktangaben	Deutschsprachig spielt zumindest teilweise in Deutschland, regionale Stoffe erwünscht; Exposé, Lebenslauf und das fertige Manuskript; 1,5facher Zeilenabstand
Preis	1.) 2.000€ 2.) „Bed & Cider“-Event für 2, 3.) Candlelight-Dinner für 2, Publikumspreis (250€); Prämierung beim 2. Odenwälder Krimifestival; Veröff als Anthologie	Veröffentlichung in Anthologie	ein Buchvertrag mit dem renommierten Piper Verlag und ein Garantiehonorar von 10.000€
Teilnehmer			jedeR AutorIn ohne Veröffentlichung e-s Kriminalromans
Veranstalter	Odenwaldkreis	edition karo	Gong und Piper Verlag
Einsenden an	Kreisausschuss des Odenwaldkreises, Abt. Wirtschaftsplanung, Apfelkrimi, Michelstädter Str.12, D-64711 Erbach apfelkrimi'at'odenwaldkreis.de	weihnachtskrimi2009'at'edition-karo.de	Gong Verlag, Redaktion Kino & Kultur, „Gong-Krimi“, Münchener Straße 101/09, D-85737 Ismaning
Nähere Informationen	http://www.apfelkrimi.odewaldkreis.de/	edition karo, Verlag J. Rosalski, Falkentaler Steig 96 a, D-13467 Berlin www.edition-karo.de/aktuelleausschreibung.html	www.gong.de/krimi-autor.php

Datum	31.03.09	31.03.09
Name	Athmer-Lyrikpreis 2009 „Über die Dichtung“	Deutscher Kurzkrimi-Preis Tatort Eifel
Genre	Gedichte: ernst oder komisch, leidenschaftlich oder skurril, satirisch oder handwerklich, in lyrischer Form (unveröff.)	Kurzkrimi (unveröffentlicht)
Thema	Über die Dichtung, gerne Wortspiele über Türdichtungen	„Abgehauen – untergetaucht“ und Bezug zur Eifel
Umfang	Max. 25 Zeilen, nur ein Beitrag pro AutorIn	2-3 Din-A4-Seiten
Form	anonymer Text; zusätzlich in verschlossenem Umschlag: Adresse, Kurzbiografie (max. 10 Zeilen) und Bibliografie (nicht zwingend); Schüler versehen Text sowie Umschlag mit „Schülerpreis“; bei Einreichung per Mail: Text als separate Word-Datei; mit der Einsendung erklären die Teilnehmer sich bereit, die Verwertungsrechte an ihren Texten Veröffentlichung und Werbezwecken der Firma Athmer zur Verfügung zu stellen; TeilnehmerInnen versichern, dass die Texte keine Rechte Dritter verletzen	12er Schrift, 1,5-zeilig, 1/3 Rand; Kurze Inhaltsangabe (stichwortartig), Erklärungen zum Stoff; Erklärung von Webseite; Name in Druckbuchstaben, Datum, Unterschrift, Adresse, Tel., Fax, Mail
Preis	1.) 1.000€ 2.) 500€ 3.) 250€ zusätzlich Schülerpreis: 1.) 300€ 2.) 200€ 3.) 100€	Die sechs besten Geschichten werden am 19.09. öffentlich vorgetragen; 1.) 1.500€ 2.) 1.000€ 3.) 500€, Anthologie und Hörbuch der sechs besten Geschichten
Teilnehmer		
Veranstalter	Firma Athmer, Hersteller von Dichtungssystemen für Türen und Tore	Krimifestival „Tatort Eifel“
Einsenden an	Athmer oHG, z. Hd. Karin Ehrig, Sophienhammer, D-59757 Arnsberg oder K.Ehrig'at'athmer.de	Teilnahmeunterlagen unter www.tatort-eifel.de , senden an: Kreisverwaltung Vulkaneifel, „Tatort Eifel“, Mainzer Str. 25, D-54550 Daun info'at'tatort-eifel.de
Nähere Informationen	www.wirsinddichter.de	www.tatort-eifel.de Heinz-Peter Hoffmann, Tatort Eifel, Tel:+49-(0)6592/933- 245, heinz-peter.hoffmann 'at'tatort-eifel.de

Datum	31.03.09	30.04.09	30.06.09
Name	Santa-Claus-Preis	Günter-Bruno-Fuchs-Literaturpreis	Schwäbischer Literaturpreis 2009
Genre	Lyrik	Prosa, Lyrik oder Dramatik	Prosa (unveröffentlicht)
Thema	Weihnachten	Kekse	Unterwegs (regionaler Bezug)
Umfang		5 Seiten	max. 20 Seiten (circa 50 Zeilen à 80 Anschläge)
Form	in deutscher Sprache; siehe Teilnahmebedingungen auf Webseite (s.u.); als E-Mailanhang (Word-Datei) oder postalisch		12-Punkte-Schrift; Text anonymisiert und mit Kennwort; in verschlossenem Brief: Anschrift, Geburtsdatum, biograph. Wurzeln
Preis	Veröffentlichung in Anthologie; Santa Claus Preis (6.000€) und Sonderpreis „Twas the Night before Christmas“ (Weihnachtsmünze, 1 Unze Gold)	ein von Johannes Grützke gezeichnetes Porträt; öffentliche Lesung und voraussichtlich Veröff. in einer Literaturzeitschrift	1.) 1500€ 2.) 1000€ 3.) 500€, plus Sonderpreis für junge AutorInnen bis zu 25 Jahren (Einladung zum Literaturkurs in der Schwabenakademie Irsee)
Teilnehmer			AutorInnen, die im schwäbisch-alemannischen Kulturraum leben oder biographischen Wurzeln haben
Veranstalter	Dulzinea - Zeitschrift für Lyrik und Bild		Bezirk Schwaben
Einsenden an	Dulzinea, Stichwort: Santa Claus Preis, Postfach 1927, D-36009 Fulda, redaktion'at'dulzinea.de	Manfred Giesler, Güntzelstr. 53, D-10717 Berlin	Bezirksheimatpflege, Dr. Peter Fassl, Prinzregentenstr. 8, D-86150 Augsburg, Tel. +49-(0)821/3101-309, heimatpflege'at'bezirk-schwaben.de.
Nähere Informationen	Tel./ Fax: +49-(0)661 - 60 26 12, www.weihnachten.cx		http://www.bezirk-schwaben.de/index.php?id=1182